

## Top & Flop

Was uns diesen Monat begeistert. Und worauf die Welt lieber verzichtet hätte.



**YEAH:** Blur veröffentlichen am 24. April mit »The Magic Whip« ihr erstes Studioalbum seit sechzehn Jahren. Das freut alle »Girls & Boys«. Hier kann man jetzt schon Reinhören: [bit.ly/blurwhip](http://bit.ly/blurwhip)

**LEBENSFILM:** Dieses Video erklärt David Bowies schillernde Karriere in weniger als einer Minute: [bit.ly/bowie\\_cv](http://bit.ly/bowie_cv)



**ABSOLUTE AUSNAHME:** Wer für die nächste Zugfahrt ein lustiges, kluges iPhone-Spiel sucht, in dem man nicht permanent zu In-App-Käufen genötigt wird: »Alto's Adventure« macht extrem Spaß und sieht wirklich wunderschön aus.

**FOTORECYCLING:** Wenn NEON-Redakteurin Martina Kix absolut gar nichts zu tun hat, veranstaltet sie eine Bastelstunde mit ihren Instagram-Bildern. Auf [weevmee.com](http://weevmee.com) werden die Fotos zu abstrakten Teppichen, [picattoo.com](http://picattoo.com) macht daraus temporäre Tattoos.

**KLICK GEGEN DIE KRISE:** Diese Webseite gibt gute Ratschläge, was man noch alles mit seinem Leben anfangen könnte, außer einfach so im Job weiterzuwurschteln wie bisher: [bit.ly/lebensrat](http://bit.ly/lebensrat)



**IT'S A MATCH:** Für alle, denen Tinder zu glattrasiert ist. Die Datingplattform [bristlr.com](http://bristlr.com) bringt Barträger mit Barfans zusammen. Darauf hat die Welt gewartet.

**WICHSEN GEGEN ATOM-KRAFT:** Lustige Idee, aber am Ende wohl doch nur Werbung für eine Pornowebsite: das »Wank Band«, das beim Masturbieren Energie fürs Smartphone erzeugt: [bit.ly/wankband1](http://bit.ly/wankband1)



**ECHT UNGEIL:** Bumsbekenntnisse in Buchform gibt es wirklich genug. Nun versucht auch der Riva Verlag mit »Warum nur einen lieben, wenn ich alle haben kann? Bekenntnisse einer Nymphomanin« (16,99 Euro), auf den »Shades of Grey«-Zug aufzuspringen. Kerstin Scholz schreibt über den »perfekten Sex«. Soso.

**BRAUCHT KEIN MENSCH:** Vielleicht verwendet man diesen Satz zu leichtfertig – bei dem neuen »Selfie-Toaster« stimmt er wirklich. Mit dem digitalen Küchengerät kann man ein Selfie in das Weißbrot einbrennen. Schmeckt uns gar nicht. [bit.ly/selfietoaster1](http://bit.ly/selfietoaster1)



Leslie Clios Ziel: ein Grammy. Der erste Schritt: ein Grammy-Poster in der Wohnung.

Musik

## Nicht Helene Fischer

Die Sängerin Leslie Clio besitzt ein seltenes Talent: Sie hat keine Angst vor dem Mainstream und macht gute Musik.

Text: Martina Kix

Karibik-Gefühl zum Anklicken bei Instagram: In einem Video schwenkt Leslie Clio einen knallroten Föhn im Takt. Warmer Wind bläst aus dem Gerät und bringt die Blätter einer Yuccapalme, die vor einer Raufasertapete steht, zum Tanzen. Ein Klavier spielt die Melodie von »My heart ain't that broken«, und Leslie Clio singt im Flower-Print-Anzug und mit verwurschtelter blonder Perücke: »Feeling pretty fine. Savin' all my time now. Love is no friend of mine.« Allein in diesem sechs Sekunden langen, wackeligen Smartphone-Video zeigt die 28-jährige Sängerin, was sie von 300 Millio-

nen Instagram-Nutzern und vielen Sängerinnen unterscheidet: eine gute Melodie und Attitüde, ein bisschen Glamour und Humor.

Leslie Clio hat keine Angst vor dem Mainstream. Nicht nur mit ihrer 1950er-Jahre-Collegejacken-Retroästhetik erinnert sie an Stars wie Lana Del Rey oder Taylor Swift. Auch die fröhlichen Popsongs ihres Albums »Eureka« klingen nach Sandstrand und Sonnencreme, nach Kopfhörer aufsetzen und einen Berg runterradeln. Leslie Clio will keine Kunst für Leute mit einem Abschluss in Poststrukturalismus und Mash-up machen, sondern Songs für

die Massen, mit einfachen Tonfolgen, guter Laune und viel Energie.

Das Interview findet dann auch nicht in einer Hipster-Bar ohne Namensschild in Berlin-Neukölln statt, sondern in einem kleinen Café an der Eberswalder Straße im Prenzlauer Berg, ein Ort, an den die Touristen aus Bielefeld strömen, wenn sie sich die hippe Hauptstadt anschauen wollen, totaler Mainstream, hier fühlt sie sich zu Hause. »Ich bin ein Gewohnheitstyp und komme mehrmals in der Woche her«, sagt Clio. Ihre blonden Haare hat sie zu einem Dutt gebunden. Grauer Lack bröckelt von ihren Nägeln. Sie wirkt so sympathisch, dass man sich nicht wundert, dass der Name Leslie Clio tatsächlich in ihrem Personalausweis steht. Irgendwie hätte man sie gern als beste Freundin, weil sie vor Aufregung manchmal Schnappatmung bekommt und doch ein bisschen cooler ist als man selbst. Und weil alles, was sie macht, so leicht aussieht.

In Castingshows wie »DSDS« oder »Popstars« müssen sich die Kandidaten ja immer von asozialen Juroren anbrüllen lassen, dass sie nicht hart genug arbeiten, nicht genug geben und das Prinzip Blut, Schweiß und Stimmbandentzündung nicht verstanden hätten. Aber wäre es nicht schön, wenn die Popmusik manchmal so wäre, wie sie klingt: einfach und spaßig und wundervoll? Fragt man Leslie Clio, sagt sie: »Ich mach das halt so!«

Dabei ist Clio eine Veteranin der Musikbranche. Als Kind sang sie über zwei Jahre in der Kinderfernsehserie »Dingsda«. »Als ich zwölf Jahre alt war, habe ich zu Sängerinnen aufgeblickt«, erzählt sie, »bei allem, was ich tue, denke ich an diese Mädchen, die heute vielleicht zu mir schauen.« Nach dem Abitur reiste die Hamburgerin mit dem Rucksack durch die Welt und sang Jazzsongs in ranzigen Kneipen. 2009 zog sie nach Berlin und musste zunächst kellnern, um die Miete zu bezahlen. Irgendwann stellte eine Freundin sie Nikolai Potthoff von Tomte vor, mit dem sie ihr erstes Album »Gladys« schrieb. Clio hatte Angebote von mehreren Plattenfirmen, wollte aber zu Universal – vor allem, weil sie an dem Laden lange Zeit täglich auf dem Weg zur U-Bahn vorbeigegangen war.

Leslie Clio sagt vor allem Sätze wie: »Auf meinen Konzerten sollen die Leute tanzen und glücklich sein. Ich will glücklich sein.« Wenn es aber wirklich stimmt, dass ihre Karriere keinem Masterplan folgt und sie ihre Songs nicht nach den Vorgaben von Zielgruppenanalysen schreibt, sondern einfach macht, was ihr selbst gefällt, dann hat sie auf jeden Fall einen masentauglichen Geschmack. Ihr erstes Album

stieg auf Platz elf in den Charts ein und brachte ihr eine Echo-Nominierung. Millionen haben ihre Videos auf Youtube gesehen, Tausende folgen ihr bei Instagram, jetzt soll der nächste Schritt folgen: Stadionpop!

Ein Teil ihres Erfolgs verdankt Clio sicher der Tatsache, dass es in Deutschland niemanden wie sie gibt: einen weiblichen Popstar, der nicht Helene Fischer heißt. Eine Sängerin, die jung ist und schön und der man deutlich anmerkt, dass sie im Jahr 2015 zu Hause ist und nicht in der Kostümkiste der Popmusik.

Popstars waren früher mal Menschen, die strahlten und funkelten und die man aus sicherer Distanz anhimmelte – wie ferne Sterne. Heute erwarten die Fans nicht länger nur Songs und ab und zu ein Konzert, sondern fordern Nähe und authentische Infos. Die sozialen Netzwerke haben nicht nur das Marketing verändert, sondern auch den Vertrieb und die Popproduktion selbst. Anfang des Jahres lud Beyoncé zum Beispiel das Video zum Song »7 11« ins Netz, auf dem sie in Sweatshirt und Panties in einem Hotel herumtanzt. Das Video wirkte, als sei es mit einem älteren Handy gefilmt worden. Die Lo-Fi-Ästhetik hatte Leslie Clio schon 2013 in ihrem Video »I couldn't care less« eingesetzt, in dem sie mit Tambourmajor-Mütze herumalbert; ein Quatschvideo, wie es jeder Freundeskreis jede Woche produziert. Der einzige Unterschied: Leslie Clio kann wirklich gut singen!

Pop verkauft heute die Illusion von Intimität. Wenn Taylor Swift von ihrer Katze am Bein gekratzt wird, sehen wir das auf dem Smartphone. Und Leslie Clio postet ein Foto mit Gurkenmaske im Gesicht. Das Posten und Teilen ist für sie kein Druck, es gehört zu ihrem Wesen. Und wer jetzt bei dem ganzen Gerede von Echtheit und Transparenz enttäuscht ist, dass Leslie Clio ihre Konzerte akribisch plant, jeden Schritt und jeden Ton bewusst setzt, der ist nur naiv. Man kann authentisch sein und gleichzeitig professionell.

Leslie Clio ist gerüstet für die neue Zeit und sie hat große Ziele. Auf die Innenseite ihrer Wohnungstür hat sie ein Foto des Musikpreises Grammy geklebt. »Ohne den trete ich nicht aus der Welt«, sagt sie. Immer wenn sie die Wohnung verlässt, erinnert das Bild sie daran, was sie da draußen in der Welt vorhat. ●



»Eureka«, Universal, erscheint am 17. April

## Howling



Howling sind der australische Songwriter RY X und Frank Wiedemann, der wiederum eine Hälfte des House-Schwergewichts Âme und Mitbetreiber des alle immer wieder glücklich machenden Labels Innervisions ist. 2012 hatten die beiden Erfolg mit dem namensgebenden Track »Howling«, der immer noch in vielen Ohren feststeckt. Jetzt folgt das Album.

### Klingt wie:

Die Tristesse, die sich am Morgen nach einer durchgetanzten Nacht manchmal einstellt. Das Feiern kann traurig machen, weil es einen daran erinnert, dass alles Schöne mal zu Ende geht. Die Platte passt zum Runterkommen. Und stellt die Balance wieder her.



»Sacred Ground«, Monkeytown/Counter Records, erscheint am 1. Mai

## The Very Best



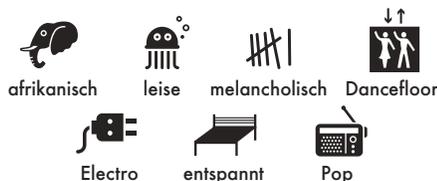
Ma-la-wi. Der Name muss auf der Liste der schönsten Ländernamen ganz weit oben stehen. Der malawische Sänger Esau Mwamwaya und der schwedische Produzent Johan Hugo bilden The Very Best. Die beiden trafen sich vor Jahren in London und bringen nun bereits ihre dritte und bislang beste Platte heraus. Klar. Mwamwaya und Hugo haben die Tracks ja auch in Ma-la-wi aufgenommen.

### Klingt wie:

Die Musik brüllt so König-der-Löwen-in-your-face-mäßig AFRIKA!, dass man sich fast genießen möchte. Aber sie macht halt auch unglaublich viel Spaß. Es ist eine Kunst, derart optimistische Musik zu schreiben, ohne damit allen auf den Senkel zu gehen.



»Makes a King«, Moshi Moshi Records, bereits erschienen



afrikanisch leise melancholisch Dancefloor  
Electro entspannt Pop